



# Leseprobe

Vincent Message  
**Ein Moment der  
Unachtsamkeit**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



---

Seiten: 560

Erscheinungstermin: 09. Mai 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Besondere Autor\*innen, besondere Geschichten: btb SELECTION – Ausgezeichnet. Ungewöhnlich. Erstklassig.**

Cora Salme ist leidenschaftliche Fotografin und träumt davon, dies zu ihrem Beruf zu machen. Aber eine freiberufliche Existenz ist unsicher. Und so tritt sie in die Marketingabteilung einer Pariser Versicherungsgesellschaft ein. Alles geht für eine Weile gut. Als sie nach der Geburt ihrer Tochter jedoch wieder ins Unternehmen zurückkehrt, weht dort ein eisiger Wind. Auf den Fluren ist von Umstrukturierung und Kostenoptimierung die Rede, das Management wird immer aggressiver, der Druck auf Cora wächst. Ständig hat sie das Gefühl zu versagen – bei der Arbeit und Zuhause. Bringt sie sich wirklich nicht genug im Job ein? Vernachlässigt sie Mann und Kind? Cora fühlt sich immer mehr in die Enge getrieben. Und begeht an einem heißen Junitag, am Rande des Burnouts, einen unverzeihlichen Fehler.



**Autor**

**Vincent Message**

---

Vincent Message, 1983 in Paris geboren, gilt als eine der interessantesten literarischen Stimmen Frankreichs. Für seine ersten beiden Romane »Les Veilleurs« und »Défaite des maîtres et possesseurs« wurde er mehrfach mit Preisen ausgezeichnet. Für sein jüngstes Buch »Ein Moment der Unachtsamkeit« wird er sogar mit Balzac und Zola verglichen. Im Zentrum von Vincent Messages literarischem Schaffen steht die Frage nach dem sozialen Ungleichgewicht unserer Gesellschaft und dem

VINCENT MESSAGE  
EIN MOMENT DER  
UNACHTSAMKEIT

Roman

Aus dem Französischen  
von Andreas Jandl

**btb**

*gewidmet Cloé und Ulysse,  
für die Reise*

## I PERSONEN IM TUNNEL

Seit zwei- oder dreihunderttausend Jahren spazierte unsere Spezies schon über den Erdball, als Cora Salme eines Morgens um Punkt halb acht die blau-weiß gekachelten Gänge der Pariser Métro mit völlig neuen Augen sah. Sie trug ihre eleganteste Jacke und schlenderte in einer Leinenhose und Ballerinas den Bahnsteig entlang, im Zickzack zwischen wartenden Schatten hindurch, die genau wie sie dem Herbst noch trotzen wollten. Sie betrachtete die ebenso gekachelten Bänke entlang der Wände, den dicken Bauch des Gewölbes, sein funkelndes Schuppenkleid oben über den gefährlichen Gleisen und fand das alles recht schön. Beinahe ihr ganzes Leben hatte sie in Paris verbracht und war die Métro derart gewohnt, dass sie sie gar nicht mehr wahrnahm. Erst nach dem Sommer, als die heitere Frau, die während der Ferien aus ihr geworden war, plötzlich an ihren üblichen Platz zurückmusste, fielen ihr diese Dinge wieder auf. Diesmal hatte sie sich dank Elternzeit noch länger aus dem ewigen Arbeitstrott ausklinken können. Sie vergaß bisweilen sogar, welcher Wochentag es war, und ließ die Leute zu sich kommen, statt zu ihnen hinzuhetzen. Vielleicht sollte sie diesen vergänglichen Augenblick nutzen und die Welt in sich auf-

nehmen. Das war schlauer, als sich ständig zu sagen, dass der Wiedereinstieg nach so langer Zeit hart werden würde.

Da standen überall Leute um sie herum. Positionierten sich so auf dem Bahnsteig, dass sie möglichst schnell würden einsteigen können. Sie waren aufgestanden, hatten geduscht oder sich wenigstens kurz gewaschen, hatten gefrühstückt oder zumindest einen Tee oder Kaffee hinuntergestürzt und sich mit noch schläfrig-fahrigen Bewegungen vor dem Spiegel ausreichend zurechtgemacht, um unter Leute gehen zu können. Sie hatten Kleider ausgesucht, die sie dickhäutiger aussehen ließen, als sie sich in Wahrheit fühlten. Und so standen sie am Bahnsteig aufgereiht, richteten den Blick in den Tunnel, aus dem der Zug kommen würde, oder ließen ihre Netzhaut die auf der gegenüberliegenden Seite gezeigten Bilder aufnehmen, Herbstjacken, Urlaubsangebote in der Nebensaison für kinderlose Paare, Schulranzen, die nicht nur robust, sondern auch kostengünstig und ausreichend modisch waren, um den sozialen Frieden nicht zu gefährden. Fast alle befanden sie sich auf dem Weg zur Arbeit, nachdem das Verlangen, sich nützlich zu machen und an ihren Projekten weiterzuarbeiten, beziehungsweise die hartnäckige Not, irgendwie das Überleben sichern zu müssen, sie aus dem Bett geholt hatte. Seltsam, dass Cora sich daran gewöhnt hatte, das alles banal zu finden.

Beim Einsteigen sagte sie sich, dass auch sie nun wieder arbeite, dass auch sie wieder an Bord sei. Im selben Kahn, zurück in der Mannschaft. »Das neue Leben«, murmelte sie, »das neue Leben beginnt.« Im Gedränge wunderte sie sich, dass ihr Körper so dünn und wendig war. Immer wieder hielt sie sich reflexhaft eine Hand fünfzehn Zentimeter vor den Bauch, dorthin, wo vor drei Monaten

die Haut gespannt hatte und unglaublich empfindlich gewesen war; vor diesen Bauch, der wieder verschwunden war, gerade als sie ihn als einen Teil ihrer selbst anerkannt hatte. Erstaunt darüber, dass Manon nicht mehr darin ist, fragte sie sich in einem Anflug von Panik, wo bloß das Kind nun sei, bevor ihr die Realität wieder bewusst wurde: Manon schlief in ihrem Bettchen, behütet vom Krokodil und von der Katzenspieluhr, die ihr in ihrem unruhigen Schlaf beide möglichst nahe sein mussten; oder sie war mit Pierre irgendwo unterwegs, oder bei den Großeltern, oder bei ihrer Tagesmutter Silué, wie es ab heute Normalität sein würde, nachdem Cora Silué in der letzten Woche die Betreuung schrittweise überantwortet hatte, zunächst besorgt und eifersüchtig, nach einigen Tagen aber in dem ruhigen Wissen, dass – wenngleich Manon ihr fehlte – die beiden ein gutes Team waren. Ungeachtet ihrer eigenen rasanten Fortschritte in der Säuglingspflege hatte sie fasziniert beobachtet, wie Silué die Kleine mit sicheren, einfachen Bewegungen mit Wasser besprenkelte, wie sie die Betrübnis aus ihrem Gesicht weichen und das zahnlose Lächeln wieder erstrahlen ließ, wie sie auch noch die letzte Falte des kleinen zarten Körpers reinigte, wie sie sie mit wenigen Handbewegungen abtrocknete oder ihre Fäustchen öffnete, um die Nägel zu schneiden und zu verhindern, dass sie sich – ihre neueste Spezialität – mit ihren winzigen Krallen selbst zusetzte.

Da stand Cora mit ausgestrecktem Arm, hielt sich an der Metallstange fest, spürte die zunehmende Schwere ihrer Beine und schaute nach einem freien Sitzplatz. Sie fragte sich, ob sie wohl ihren Status als kürzlich noch Schwangere geltend machen könne, aber ihr Bauch war schon wieder recht flach und sie wäre in Verlegenheit gekommen,

hätte sie weitere Beweise liefern sollen, was man bestimmt von ihr verlangt hätte. Fraglos hätten sich, wenn sie nur säße, die Kreislaufprobleme schnell erledigt, doch wären andere Probleme aufgetreten. Man sieht es nicht, hätte sie den Leuten gern gesagt, aber wissen Sie, in meinem Körper geht immer noch alles drunter und drüber. Nach drei Monaten hat der Schmerz am Steißbein nachgelassen, aber ich wollte auch keinen Kaiserschnitt, deshalb bereue ich nichts – nur wenn es wieder wehtut, ist es schrecklich, das können Sie mir glauben. Im Weiteren hätte sie ihnen hinter vorgehaltener Hand anvertraut, sie hoffe, dass alles sich wieder einrenke, dass das Gewebe sich beruhige und auch die Libido zurückkehre, denn der Sex fühle sich anders an als zuvor.

Zu Beginn der Schwangerschaft hatte sie es nicht gewagt, auf ihren Zustand hinzuweisen, teils aus Sorge, dass man sie für eine Lügnerin hielte, teils weil sie sich sehr überwinden musste, Unbekannte anzusprechen, umso mehr, da es ja darum ging, diese um einen Gefallen zu bitten. In den folgenden Monaten war sie je nach Stimmungslage verärgert, belustigt, verblüfft darüber, wie viele Fahrgäste vorgaben, ihren Bauch nicht zu sehen. Erst ganz am Ende, als sie für die anderen wie für sich selbst schon unerträglich viel Platz in Anspruch nahm und von einer Jury aus einzig und allein Pierre Esterel mit Spitznamen wie *Big Belly* und *Weißer Wal* betitelt worden war, standen einige Leute von sich aus auf – Frauen, weil sie sich daran erinnerten oder sich ausmalten, wie es sein musste, und Männer, um in ihrem Blick etwas Anerkennung oder die Bestätigung aufblinken zu sehen, dass sie ein guter Kerl waren, einer, mit dem eine Frau, hätte sie sich nicht aus Schwäche anderweitig gebunden, am liebsten sofort in die Kiste ge-



sprungen wäre. Im Austausch mit ihrer Mutter und ihren Freundinnen, der sich, ob sie wollte oder nicht, in ihrem Kopf weiterspann, sagte Cora sich manchmal, dass es gar nicht schlecht sei, als Frau im Paris des 21. Jahrhunderts zu leben, da es in der Menschheitsgeschichte wenige Orte und Zeiten gegeben habe, wo die Frauen über so große Entscheidungsfreiheit verfügten, auch wenn sie täglich und in jeder Faser ihres Körpers spürte, dass das Frausein weiterhin sehr beschwerlich und aufreibend war, und sich in dunklen Stunden leicht einreden konnte, dass sie mit allem scheitern werde.

Am Morgen war die Métro bekannt für düstere Mienen und eine vom Rattern des Zugs rhythmisierte Stille, die nur durch die automatisierten Ansagen unterbrochen wurde. Im Normalbetrieb fühlte Cora sich jedoch keineswegs in feindlicher Umgebung. Unter ihren schützenden Kopfhörern, wo die Musik eine schwer einzuschätzende Wirkung tat, vertieft in ein Buch oder den Strom ihrer Gedanken, schoben die Mitpassagiere eine Anstrengung auf, der sie sich nicht mehr lange würden entziehen können. In wenigen Minuten würden sie reden, lächeln, überzeugen, effizient sein müssen. Genötigt, das soziale Tier zu geben – schlimmer noch, den *Homo oeconomicus*. Es wäre unvernünftig gewesen, vorab Energie zu vergeuden, indem man eine Unterhaltung mit Unbekannten riskierte, die sich garantiert als lästig oder absonderlich herausstellten. Im Übrigen hielt das die Mitreisenden mitnichten vom Kommunizieren ab, also davon, die unendlichen Gespräche mit ihren Nächsten in andauernder Tipperei weiterzuführen: Der Sitznachbar, den Cora im Viererabteil zu ihrer Rechten hatte, versuchte beispielsweise, die Wogen eines morgendlichen Streits zu glätten – vergiss,

was ich gesagt habe, so denke ich nicht, wirklich nicht –, um sich dann innerlich ausgeglichen anderen Aufgaben widmen zu können.

Cora schlug ihre Zeitung auf. Und vergewisserte sich unter Seitenrascheln – wobei die Druckerschwärze auf ihre Finger abfärbte –, ob darin die vorgeschriebene Verhältnismäßigkeit zwischen der Vielzahl beunruhigender und der Handvoll hoffnungsvoller Meldungen gewahrt wurde. Die Welt, behauptete der Leitartikel ohne Umschweife, ja, die Welt werde immer komplexer. Insbesondere Frankreich steuere auf eine schwere strukturelle Krise zu, man möge doch endlich aufwachen. Trotz seiner Kürze listete der Artikel eine ganze Reihe von Niedergangssymptomen und spezifisch französischen Missständen auf. Cora blickte sich immer wieder um, ihr Puls hatte sich beschleunigt. Sie wusste nie so recht, was von solchen Texten, die alte Zeiten glorifizierten und das Gras auf der anderen Seite des Atlantiks, des Ärmelkanals oder des Rheins als stets grüner beschrieben, zu halten war. Und sie fragte sich, ob die Selbstsicherheit, mit der die Kommentatoren ihre Voraussagen trafen, womöglich aus der Gewissheit erwuchs, dass ihre Aussagen von vor zehn Jahren längst vergessen waren und ihre aktuellen Prognosen in zehn Jahren auch nicht mehr gelesen würden, genauso, wie sie gewiss sein konnten, dass ihre Artikel wohl kaum in die Hände von Lesern in ärmeren oder weniger demokratischen Ländern gerieten, Lesern, denen dieser egozentrische Pessimismus nur ein trauriges Lächeln abringen dürfte. Andererseits hielt Cora es für legitim, das Land, in dem man lebte und an dessen öffentlicher Debatte man teilhaben wollte, einer strengeren Kritik zu unterziehen als eines, über das man lediglich die neuesten Nachrichten verbreitete.

Vielleicht haben Sie keine der Diskussionen jener Zeit verfolgt; vielleicht waren Sie noch nicht geboren, oder Sie haben sich damals nicht dafür interessiert, oder auch Sie waren zu weit weg, viel zu weit von Paris, um den tief hängenden Himmel über den Zinkdächern und die stickigen Sommer auf den engen Terrassen der Bistros zu kennen. Ich kann unmöglich wissen, und das hat auch seinen Reiz, wer meine Chronik über Cora Salmes Leben lesen wird, diesen Bericht über die drei Jahre, die ihr Leben verändert und fast zerstört haben. Als ich, mit unsicherer Stimme, wagemutig mein Vorhaben das erste Mal ihr gegenüber erwähnte, war sie vollkommen sprachlos. Später, als sie sich halbwegs mit der Idee angefreundet hatte, merkte sie an, ich solle doch lieber, wenn überhaupt, für weiter entfernte Menschen schreiben, und zwar so, als erklärte ich ihnen eine Welt, die sich von der ihren in fast allem unterschied. Sie wünsche sich Distanz und eben die Klugheit, die sie zu Zeiten des namenlosen Krieges, über den hier zu berichten sei, so sehr vermisst habe. Trotz allem habe sie im Herbst 2010 durchaus ein klares Bild von der Welt gehabt, in die sie gerade ihr erstes Kind geboren hatte. Sie verfüge nämlich über den tiefsitzenden Reflex, sich stets bewusst machen zu wollen, was ihren Horizont bestimme und begrenze. In jüngeren Jahren hatte sie oft die so tröstliche wie tatsachenbasierte Gesellschaft von Enzyklopädien gesucht: Von *a* bis *Chondrichthyes*, von *Chondrit* bis *fugal*, von *fugato* bis *Marbod*, von *Marburg* bis *Rektion* und von *Rektor* bis *zytozid* hatte sie die in blaues Leder gebundenen Bände unten aus dem Bücherregal gezogen, wo elterliche Hände sie platziert hatten, um sowohl zum neugierigen Herumstöbern zu ermutigen als auch den frühzeitigen Tod ihrer Jüngsten durch ein Schädeltrauma zu vermeiden. Mit elf, zwölf Jahren war sie

bitter enttäuscht, feststellen zu müssen, dass der Eintrag zu *Architektur* sehr viel ausführlicher war als der zu *Frau* und dass dem General *Carl von Clausewitz*, dem zufolge der Krieg eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei, mehr Ehre erwiesen und mehr Platz eingeräumt war als der *Klitoris*. Der Preuße wurde sogar mit einem Porträt geehrt, während das erogene und wahrlich rätselhafte Organ ohne Illustration auskommen musste. Später entwickelte Cora sich zur frenetischen Erforscherin alles online verfügbaren Wissens, was für sie vor allem den Vorzug hatte, dass sie den Beginn ihrer Vorbereitungen auf die WiWi-Seminararbeit ohne allzu schlechtes Gewissen um einige Minuten, die sich auf wunderliche Weise zu Stunden auswuchsen, hinauszögern konnte: War es zur Analyse der deutschen Exporte letztlich nicht unabdingbar, sich noch einmal die Titel der ersten Alben von The Cure ins Gedächtnis zu rufen und sich ein Mindestmaß an Wissen über das Sexualleben von Simone de Beauvoir anzueignen?

Cora Salme entging also nichts Wesentliches zur Lage Frankreichs oder der Welt. Keinerlei Risiko, dass sie etwa die offensichtliche Menschendichte in der Métro vergaß oder die Prognose, ihre Region werde am Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts zwölf Millionen Einwohner zählen. Paris hatte das Glück, nie zerstört worden zu sein: Die Lage mitten auf der eurasischen Platte ersparte ihm Erdbeben; die Stadtarchive verzeichneten keinen größeren Brand; sogar der Nazigeneral, der Ende August 1944 den obersten Befehl über die Stadt hatte, entschied, Hitlers telefonisch übermitteltes Wüten zu ignorieren, die Brücken nicht zu sprengen und kein Ruinenfeld zu hinterlassen. Überall in der Stadt erinnerten Schilder und Gedenktafeln an deportierte jüdische Kinder, an die

im faulen Laub eines Waldes der Banlieue erschossenen Widerständler und die jungen Befreiungskämpfer, die vor den Schaufenstern von Läden, die heute eine Bäckerei oder Vintage-Boutique beherbergten, tot auf den Straßen gelegen hatten. Daneben wirkten die aktuellen Probleme des Landes wie Kinderkram, wobei viele auch entfernte Kriegsfolgen waren. Das euphorische Koitieren in den ersten Jahren der Freiheit erklärte die demografische Pyramide, die eindrücklich zeigte, dass die Anzahl alter Menschen die der jüngeren weit überstieg. Wie die meisten Angehörigen der Versicherungsbranche sah Cora sich oft veranlasst, ihren Gesprächspartnern diese Pyramide aufzuzeichnen, um ihren Einfluss auf die Lebenszyklen der Menschen und deren Bedarfsentwicklung zu erklären. Über drei Jahrzehnte hinweg hatte es ein süchtig machendes Wachstum gegeben, von dem alle glauben wollten, es würde zur Norm. Die ländlichen Gebiete hatten sich geleert, und rund um die Städte waren in einer hierzulande bislang ungekannten Geschwindigkeit kleine Häuser und Betonblocks aus dem Boden geschossen, ohne dass sich dadurch jedoch die alpträumhafte Wohnungssuche für jene, die Familie hatten und ihr Leben ohne großes Erbe bestreiten mussten, in irgendeiner Weise vereinfacht hätte. Nirgends sonst gab es einen so verrückten Preisanstieg wie in Paris, der alten, von ihrer Ringautobahn wie einstmals vom Rund der Befestigungsanlagen umschlossenen Hauptstadt, und Cora als Pariserin konnte durchaus ein Lied davon singen, nachdem sie *intra muros* aufgewachsen war, dort aber niemals Eigentum würde erwerben können und daher, mit dem wenn nicht dramatischen, so doch unangenehmen Gefühl eines sozialen Abstiegs, in der Banlieue ein Haus gekauft hatte.

Seit einigen Jahren machten nun die Nachkriegskinder ihre Rentenansprüche geltend. Über lange Zeit wurde gern bei jeder Gelegenheit behauptet, durch diesen massiven Austritt aus dem Erwerbsleben werde endlich die Arbeitslosigkeit zurückgehen. Cora hatte das ihre ganze Jugend lang gehört. Auf dem Papier war das logisch und machte Hoffnung, in der Realität aber sah es anders aus. Sämtliche Industrie schien auf Nimmerwiedersehen in Länder abgewandert zu sein, in denen die Menschen bereit waren, sich in Quasi-Leibeigenschaft zu begeben, um nicht – wie ihre Eltern noch millionenfach – zu verhungern. Was war schiefgelaufen? Wo lag der Fehler? Hatten die Europäer über ihre Verhältnisse gelebt, weil ihre Politiker lieber weiter Schulden machten und aus wahltaktischem Kalkül zur Untätigkeit anstifteten, als mit der ringsum entstehenden Welt mitzuziehen? Oder waren es die multinationalen Konzerne und die Eliten, die allen Reichtum für sich beanspruchten, ihre Schäfchen ins Trockene brachten und dann verkündeten, dass Steuern eine Gefahr für das Wachstum darstellten? In den Zeitungen, die Cora las, waren sich die Fachleute in dieser Frage nie einig. Fest stand aber, dass die Veränderungen der Welt tatsächlich Herausforderungen für die Unternehmen mit sich brachten und ihnen – um diesen Herausforderungen zu begegnen – keine andere Möglichkeit ließen, als ihrerseits ihre Mitarbeiter vor Herausforderungen zu stellen, die wiederum ihre Kinder vor Herausforderungen stellten, die alsdann mit gefasster, klarer Stimme bestätigen konnten, wie sehr gelegen ihnen dieser Wandel kam, da auch sie Herausforderungen liebten und es kaum erwarten konnten, keine freie Minute mehr zu haben.

Cora fragte sich oft, warum sie weiterhin jeden Tag ihre Dosis dieses Weltrauschens aufnahm. Vielleicht aus

Pflichtgefühl, aus Lust an größeren Vorhaben, aus Sehnsucht nach Ablenkung oder aus einer Form von Masochismus? Die unterschiedlichen Sichtweisen hatten wie unterschiedliche Medikamentenkapseln alle ein ähnliches Äußeres; einige würden, sobald sie sich im Magen auflösten, Moleküle für eine notwendige Hellsichtigkeit freisetzen, andere das Gift von Ideologien, die allerdings mit einer zuckrigen Schicht gesundem Menschenverstand umhüllt waren – doch in Mengen, die sich unmöglich genau bestimmen ließen, und ohne dass jemals klar war, ob es sich um unvermeidbare Nebenwirkungen handelte oder dahinter das Vorhaben einer kollektiven Vergiftung stand. Selbst bei dem Versuch, der Depression zu entgehen, die die jüngsten Neuigkeiten in ihr auslösten, konnte sie nicht bestreiten, dass sich die große Erzählung von der Beschleunigung auf einige solide Fakten stützte. Kurz nach ihrer Geburt im Frühling 1981, als Frankreich von Kirschblüten und Mitterand'schen Rosen überzogen war, drohten der Sowjetblock und die kapitalistischen Länder einander noch mit Auslöschung und demonstrierten mithilfe von Landkarten, auf denen sich dicht an dicht Raketen mit wahrlich abschreckenden Namen drängten, stolz ihre atomare Übermacht; die Datenaustauschprotokolle, mit deren Hilfe das Internet erfunden werden sollte, beschäftigten damals nur einige hundert Forscher; auf dem Planeten lebten vier Milliarden Menschen, jede Sekunde wurden vier weitere Erdbewohner geboren. Knapp dreißig Jahre später, als die Zahl auf dem Bevölkerungszähler sich der siebten Milliarde näherte, war ihr die so unvernünftige wie tiefsitzende Lust gekommen, sich unter Verwendung eines Spermatozoids, das ein standesamtlich als Pierre Esterel geführter Mann in einer Minute der Unachtsamkeit abge-

geben hatte und mithilfe dessen es ihr gelang, ein kleines Mädchen zu produzieren, das sie im Weiteren Manon nannten, an dieser Vervielfältigung zu beteiligen. Sie hätte, ehrlich gesagt, nicht genau erklären können, wie sie dabei vorgegangen war, und empfand es als unangemessen, von aller Welt dazu beglückwünscht zu werden. Auch wenn sie die Fortschritte des Projekts aus nächster Nähe verfolgte, war es allein ihr Körper, der die Arbeit daran übernommen hatte, sie nicht unbedingt über Details informierte und keine Gelegenheit ausließ, ihr unter die Nase zu reiben, dass sie mit der Materie viel zu wenig vertraut war, um eine solche Operation selbst zu leiten. Allenfalls konnte sie sagen, dass die ursprüngliche Idee von ihr stammte und sie die grobe Richtung ausgehandelt hatte. Seien Sie so gut, hatte sie ihrem Körper zugeflüstert, und machen Sie mir in neun Monaten ein Baby; auch wenn wir noch nie bei Projekten dieser Art zusammengearbeitet haben, setze ich mein volles Vertrauen in Sie; bei der Wahl der Mittel lasse ich Ihnen vollkommen freie Hand; Ihre Arbeit wird dann bei Lieferung beurteilt, nach Inaugenscheinnahme des Ergebnisses. Und jetzt...

Bremsen. Räderkreischen. Plötzliche Dunkelheit. Gegeninandergeschleuderte Körper, die beim Wiedergerade-Hinsetzen Scheiße rufen oder sich entschuldigen, die tastend prüfen, ob sie noch alle Arme und Beine haben, Portemonnaie, Schlüssel, Telefon, den unverzichtbaren Wegbegleiter. Die Druckventile der Maschinen öffnen sich. Dann klackern Metallteile, die sich offenbar neu ordnen. Und wieder Stille – von der Maschine wie von den Fahrgästen. Ein paar Seufzer natürlich, aber keine Kommentare, solche Zwischenfälle gehören zur Routine. Nach



einer Minute regt sich erstes Murren: Harsches Bremsen gibt es oft, aber selten ist es so brutal. Cora schließt die Augen. Die Unterbrechung der Stromversorgung taucht sie wieder ins Dunkel der schon beendet geglaubten Nacht, aus der herauszukommen ihr so schwergefallen ist. Nur Handydisplays sorgen hier und da für kärgliche Lichthöfe. In den Fenstern lassen sich weder die Spiegelungen der Gesichter noch die Tunnelwände erkennen. Nichts als gleichmäßig schwarze und graue Flächen und plötzlich Pierres blaues Auge, das sich über dem Kopfkissen öffnet wie bei einem vermeintlich schlafenden Krokodil und Manons Augen, während sie von ihrem Arm auf Silués wandert, Augen, die noch nicht richtig fokussieren, die beim Herumgetragenwerden über die Schulter ins Leere schauen und, ziellos, hinauf zu dahinfließenden Formen. Im Knistern der Lautsprecher endlich eine Stimme, die zögerlich mitteilt: »Aufgrund von Personen im Tunnel unterbrechen wir unsere Fahrt. Unsere Mitarbeiter sind gegenwärtig im Einsatz. Bis zur Weiterfahrt müssen wir uns noch etwas gedulden.« Blick auf den Streckenplan der Linie, dann auf die Uhr: Sie muss noch mindestens zwanzig Minuten fahren. Grund genug für eine SMS an Édouard Verzack: »Metro steht vor Oberkampf. Bin hoffentlich bald da.« Der klare, faktenbasierte Stil gefällt ihrem Vorgesetzten, dem es fernläge, ihre Angaben aufwendig zu überprüfen; vielmehr taucht er mit ein in die Poesie der Fakten, deren Charme sich Cora zwar anfangs nur langsam erschloss, die sie mittlerweile aber zu schätzen und zu nutzen gelernt hat, sei es bei der Ausübung ihres Berufs, sei es im Zusammenleben mit Pierre.

Minutenlang nichts. Atmen und warten. Aus den für die überlasteten Linien unverzichtbaren Geduldsreserven

schöpfen. Die Worte des Fahrers spuken ihr durch den Kopf. Sie fragt sich, warum die Funkanlagen der Züge so überaltert sind: Oft gehen Durchsagen in Hintergrundgeräuschen unter, als ließe die Welt hier unten nur antiquierte Technik zu und widersetze sich invasiven Funkwellen besonders gut. Wieder ertönt die Stimme. Es ist schlimmer als gedacht. Cora greift erneut zum Handy, schickt ergänzend an Édouards Adresse »Schwerer Personenschaden. Tut mir echt leid. Hoffe, du erträgst meine Abwesenheit noch ein bisschen ...« Sie erinnert sich an ein gemeinsames Mittagessen, bei dem sie über die Formulierungen der Verkehrsbetriebe herzieht. Sie sitzen, nicht weit vom Büro, bei dem Italiener, den sie mag, wo man seine Ruhe hat, der Inhaber die riesige Pfeffermühle an den Tisch bringt, ohne dass sie darum bitten müssen, und die Burrata köstlich ist. Édouard zuckt die Schultern und schaut gelassen drein unter seinem angegrauten Igel, dessen absurde Länge ihn als Modeverächter ausweist, dem egal ist, was andere von ihm halten: »Was sollen sie auch sagen?« Na klar, *schwerer Unfall* oder *Personenschaden* gibt den Leichen einen administrativen Anstrich, aber will man wirklich alle Dramen der Stadt ungefiltert miterleben? »Mutig, dass sie den Euphemismus bemühen. Sonst müssten wir uns ja wie Monster fühlen, wenn wir einfach weiterdaddeln oder unser Buch weiterlesen, obwohl gerade jemand gestorben ist.« Selbstmord dürften sie jedenfalls nicht sagen, sinniert er weiter mit den zusammengekniffenen Augen des aalglatten Analysten, weil sie Stunden bräuchten, bis sie wüssten, was passiert sei. Sie müssten alles ermitteln, müssten die Daten der Videoüberwachung sichten. »Überleg mal, wie es wäre, wenn sie Selbstmord angeben und dann rausfinden, dass es keiner war? Wie

wäre das für die Familie?» Er habe sich einmal nach den Details erkundigt und sei zu dem Schluss gekommen, dass er das nicht unbedingt jedes Mal brauche; wer eine Stunde lang in einem Wagen festsitze, müsse nicht wissen, dass die Verunfallten langsam sterben, weil die Hitze der Räder, wenn sie ihnen die Beine abfahren, die Wunden kauterisieren lässt. Und es sei auch gar nicht schlecht, dass die Verkehrsbetriebe sich lieber Nachlässigkeit vorwerfen ließen, als in allen Einzelheiten zu erzählen, was ihre Einsatzkräfte genau tun, nämlich die Schächte von verspritztem Blut und Hirn reinigen, und das tatsächlich so schnell wie möglich, da diese Arbeit erstaunlicherweise nicht ihre Lieblingsbeschäftigung ist. Wer in der Stadt, fasste Édouard zusammen, zumindest in der Großstadt, überleben wolle, dürfe sich nicht zu viele trübe Gedanken darüber machen, was mit anderen passiert. Und wenn Cora dem auch beipflichtete und einräumte, dass es für die Ordnung der Dinge gute Gründe gab, grübelte sie doch, einen Kloß im Hals, unwillkürlich darüber nach, wer da gerade gestorben war und warum – mit dem Gefühl, dass es unter anderen Umständen sie hätte sein können, die vom Sog der Bahn erfasst worden und unter diese schreckliche metallene Masse geraten wäre, die man von innen immer zu langsam fand, die aber doch so höllisch schnell fuhr, dass sie, wenn jemand fiel oder sprang, nicht mehr bremsen konnte.

Als Cora bei Borélia ankam, geriet sie sogleich wieder in den geschäftigen Taumel. Jedes Mal, wenn sie durch die schmiedeeisern verzierten Glastüren des Haussmann'schen Gebäudes trat, in dem sich der Hauptsitz der Gruppe befand, und den Hof durchquerte, in dem man sich, mit Kippe

in der Hand, telefonierend die Füße vertrat, hatte sie das Gefühl, in eine Raumzeit zu rutschen, in der andere Regeln galten und ihr – was Fluch und Segen zugleich war – normalerweise keine Sekunde für Gedanken an eigene Belange blieb.

Ein Teil von ihr hatte sich vorgestellt, dass ihre Rückkehr als ein Ereignis gefeiert würde. Wie sollte es auch anders sein, wo sie doch in den letzten Monaten so entscheidende Dinge erlebt hatte? Tatsächlich wurde sie als Erstes mit Fragen zu Manon bombardiert. Wann genau sie noch mal geboren sei? Ob es vielleicht Fotos von ihr gebe? Ach süß, süß. Nein, echt zum Anbeißen. Dieses Gesichtchen... Schläft sie denn schon ein bisschen durch? Vor allem diese Frage stellte ihr fast jeder. Allen schien klar zu sein, dass sich damit, ohne direkter fragen zu müssen, herausfinden ließ, ob Cora in symbiotischer Idylle lebte, in staunender Ergriffenheit vor dem Wunder des weitergegebenen und neu begonnenen Lebens, oder ob sie, um einiges nüchterner, mit Erschöpfungszuständen zu kämpfen hatte wie zuvor nicht einmal ansatzweise. Cora antwortete, es klappe schon ganz gut. Tatsächlich hing es sehr von der Tagesform ab, aber das musste nicht unbedingt jeder wissen. Vielleicht aus Takt (schließlich ging es die Leute nichts an) oder um keinen Verrat an Manon zu begehen, der niemand vorwerfen sollte, sie sei ein schlechtes Baby, eins von denen, deren kurze Biografie bereits von einer Art Urversagen gezeichnet war, woraufhin man sie, in einer Zeit, in der Straftäter und Loser schon in der Wiege ausgemacht wurden, unangenehmerweise zu denen würde zählen können, die, kaum dass sie da waren, Ärger machten und kein ernsthaftes Bestreben zeigten, sich in die Welt außerhalb der Gebärmutter zu integrieren, obgleich einiges darange-

setzt worden war, ihnen einen freundlichen Empfang zu bereiten.

Im Laufe des Tages merkte Cora, dass das Interesse ihrer Kollegen, die Anzahl ihrer Fragen, die mehr oder weniger aufrichtige und umfängliche Aufmerksamkeit, die sie ihr nachfragend angedeihen ließen, sich antiproportional zu den jeweiligen Karriereaussichten verhielt. Die Kinder der anderen waren nur für diejenigen ein spannender Fortsetzungsroman – wie sie feststellen musste, handelte es sich dabei vornehmlich um Frauen –, für die das Familiäre immer schon der Lebensschwerpunkt gewesen war oder die es im Zuge einer unerträglichen, weil vorhersehbaren Anhäufung beruflicher Misserfolge zu diesem erklärt hatten. Nadège Galtier, um ein augenfälliges Beispiel zu nennen, fragte bei jedem zufälligen Treffen auf dem Flur, ob sie neue Fotos sehen könne. Sie vervielfachte sich in Ausrufezeichen, kommentierte, zerschmolz. Da sie keine Kinder hatte und, wie die Sache lief, bestimmt auch keine bekommen würde, durfte man sich fragen, ob sie sich trotz ihrer Verzückung nicht eher schadete. Diese Überlegung konnte man bei ihr in vielerlei Hinsicht anstellen. Ihre Zudringlichkeit bereitete Cora jedenfalls Unbehagen, denn die war dazu erzogen worden, ihre Freude aus Rücksicht auf andere unter den Scheffel zu stellen, damit sich keine Motten daran verbrannten.

Im Großen und Ganzen hieß das jedoch, dass die unglaubliche Manon Esterel nicht lange Gesprächsgegenstand blieb. Schließlich war das, was Coras Leben völlig auf den Kopf stellte, für ihre Kollegen nur ein weiteres Element einer ungemein banalen Reihe – die fünfzehnte, zwanzigste, vielleicht dreißigste Geburt, die ihnen in diesem Jahr verkündet wurde –, während die für sie viel

relevantere Information die war, dass Cora fortan in die Kategorie Mutter mit kleinen Kindern fiel, mit allen Begleiterscheinungen, die das potenziell hatte. Wer sich für die Geschichten seiner Mitmenschen interessierte und von allen Kindern in seinem sozialen Umfeld den Namen und das Alter kannte, wusste, dass noch viel Zeit blieb, um darüber zu reden: Manon würde nicht verschwinden, sie gehörte fortan, genau wie die Wirtschaftskrise und die Kriege im Mittleren Osten, zu den Dauerthemen, über die zu berichten seriöse Medien sich zur Pflicht machten. Im Übrigen legte Cora es auch nicht darauf an, bei dem Thema zu verweilen. Für sie war es wichtiger zu zeigen, dass sie wieder da war.

Als Erstes machte sie eine Runde durch die Abteilung, dann besprach sie mit Édouard, was anstand. Obwohl sie sich vorausschauend in den letzten zwei Wochen wieder in ihre E-Mails eingesehen hatte, kam es öfter vor, dass sie beflissen nickte, ohne zu wissen, wovon er sprach, aber sie hielt es für klüger, ihn nicht mit Fragen zu nerven, da sich mit der Zeit sowieso alles klären würde. Als sie schließlich wieder an ihrem Rechner saß – wo die Finger sich über den Widerstand der Tasten wunderten und mit ungewöhnlicher Langsamkeit tippten –, teilte sie ihren wichtigsten Ansprechpartnern ihre Rückkehr mit und schleuste in jede E-Mail einen Satz ein, der zeigen sollte, dass sie die Unterlagen wieder herausgeholt und sich bereits mit einigen Punkten, die im Weiteren zu besprechen wären, auseinandergesetzt hatte. Mit jedem Klick auf »Senden« verbreitete sich ungeachtet der Tatsache, dass diese Nachrichten nicht wahnsinnig wichtig waren, ein großes Wohlbefinden in ihrem gesamten Körper. In der Denkblase über ihrem Kopf, die wie im Comic ihre Gedanken anzeigte, schärfte

sich mit jeder E-Mail das Bild der verlässlichen und kompetenten Fachfrau, die sie sein konnte und in deren Haut sie nun wieder schlüpfte. Ihr Vergnügen daran, ihre grauen Zellen zu benutzen, zeugte von der Richtigkeit ihrer Entscheidung: mit dem Wiedereinstieg in die Arbeit nicht lange gewartet zu haben; sie war nicht dafür gemacht, sich in Vollzeit um ein Kind zu kümmern, auch wenn dieses mit seiner verheerenden Verführungsgewalt eine Liebe in ihr entflammte, die mühelos alles bislang Empfundene übertraf – wobei es wohl nicht förderlich wäre, dachte sie bei sich, diese Tatsache Pierre und ihrer Mutter aufzutischen. Es war angenehm, beruhigend, ein Genuss, auf die in den vergangenen Jahren hart erkämpfte Stelle zurückgekehrt zu sein, statt sich allein um ein Baby zu kümmern, am immergleichen Ort, in einer Aneinanderreihung zugleich leerer wie übervoller Tage, deren Glanzlicht ein Gang vornehmlich zur Apotheke war, zum Kinderarzt, bei gutem Wetter in die kleine Grünanlage oder zu den Behörden, wo die Familienpolitik des Landes in Taten umgesetzt und die jungen Eltern tausendfach mit bürokratischen Zärtlichkeiten umschmeichelt wurden. Denn trotz des Respekts, den sie Manon zollte, trotz des Regenbogens an Gefühlen, den der Anblick ihrer Kleinen in ihr hervorbrachte, war es unleugbar, dass ein Baby dieses Alters doch keine Unmenge von Dingen tat und das Spektakel ein wenig ermüdend sein konnte.

Nach monatelanger Abwesenheit saß sie wieder in ihrem kleinen Büro mit den von ihr hinterlassenen Gebietsmarkierungen. In einem Rahmen an der Wand wusch sich immer noch eine Frau über eine Waschschüssel gebeugt, ein Flechtstuhl stand zu ihrer Linken und zu ihrer Rechten auf sonnenbeschienenen Steinplatten ein Krug. Am Tag des

*Provenzalischen Akts*, der in der Folge rund um den Erdball gereist war, hatte Willy Ronis auf dem Dachboden seines Hauses in Gordes gearbeitet, war mit gipsverschmier-ten Händen heruntergestiegen, um eine Maurerkelle zu holen, hatte durch den Türspalt Marie-Anne erblickt, die sich gerade in ihrem Schlafzimmer frischmachte, und sie gebeten, sich keinesfalls zu bewegen, bis er den Fotoapparat von der Anrichte geholt und diesen Moment festgehalten habe. Im Sommer 1949 gab es noch kein fließendes Wasser, und die Familie des Fotografen holte ihr Wasser in einem Fass auf einer Schubkarre vom Brunnen. Cora mochte dieses Foto so sehr: Gern wäre sie das Modell oder die Fotografin gewesen... Neben dem Ronis wirkte das andere Foto an ihrer Bürowand, das von ihr selbst aufgenommene, immer wieder kläglich: Ein Sommerwind bog die Sträucher und Kiefern auf dem Gipfel des Mont Aigoual, hinter dem sich in ruhigen, bläulichen Linien die Cevennen im Sucher verloren. Wenn Cora das Bild betrachtete, staunte sie über die Farben und die schöne Komposition, doch wusste sie, dass es nie mehr sein würde als ein Amateurfoto.

Trotz der visuellen Landmarken konnte sie keineswegs sagen, es hätte sich nichts verändert, denn es war offiziell: Die Tage der Ära Bories waren gezählt, seit dem 1. September lag die Unternehmensleitung bei Antoine Mangin. Den ganzen Tag lang versuchte Cora, Leuten, von denen sie vermutete, dass sie offen mit ihr sprechen würden, etwas aus der Nase zu ziehen. Die Angst vor dem Unbekannten aus der Zeit vor dem Sommer war diffuser Aufgeregtheit gewichen. Die alte Welt war tot, die neue konnte geboren werden, und jene, die einigermaßen selbstbewusst waren, glaubten übereinstimmend, die kommende Zeit würde be-



stimmt recht interessant. Und doch erkannte Cora auch gegenteilige oder zumindest ambivalente Anzeichen. Kräftige Stimmen klangen mitunter zittrig, und so mancher zeigte sich erstaunlich schweigsam. Diejenigen, die nie etwas für sich behielten, aus Großzügigkeit oder weil sie einfach gern zeigten, was sie wussten, schalteten einen Gang zurück, so als achteten sie genau darauf, was sie sagten; so als sei es, sogar in den Augen Extrovertierter, wie sie es waren, etwas früh, sich schon festzulegen oder eine klare Meinung zu äußern. Sie brauchte keinen sechsten Sinn, um zu verstehen, dass sie möglichst schnell wieder voll einsteigen musste. Sie hatte Rückstand aufzuholen, musste verlässliche Informanten finden, nicht darauf warten, dass etwas passierte, aber es war beruhigend zu wissen, dass die großen Schachzüge noch nicht begonnen hatten. In den letzten Wochen Mutterschutz, im Dämmerzustand der Nächte, in denen sie dreimal aufgestanden war, um auf dem Sofa im Wohnzimmer zu stillen, oder Pierre zugeflüstert hatte, er möge doch bitte ein Fläschchen machen, weil ihr die Brüste wehtaten, oder, nachdem sie von Manon bis auf den letzten Tropfen ausgesaugt worden war, versucht hatte, die Kleine fest an sich gedrückt wieder abzulegen, damit sie nicht das Gefühl hatte zu fallen und nicht mit einem Ruck wieder aufwachte wie ein Äffchen, das sich im Fell der Mutter festkrallen will, hatte Cora sich angesichts kreisender Gedanken an den anstehenden Wiedereinstieg in den Beruf immer wieder gesagt, dass dieser Leitungswechsel für sie zum denkbar schlechtesten Zeitpunkt kam. Pierre versuchte, darüber zu witzeln – was für eine Schnapsidee, also wirklich, ein Kind zu kriegen, während im Unternehmen die Aktionäre und die Geschäftsführung wechselten –, doch half er damit nicht, ihre Beden-

ken zu zerstreuen, da er im Grunde davon ausging, dass sie sich vollkommen zu Recht sorgte. Glücklicherweise hatte sie sich ausreichend in Form gefühlt, um früh wieder einzusteigen, und wie gut, dass ihre Kollegen in ihrer Abwesenheit nicht angefangen hatten, ihr das Terrain streitig zu machen unter dem Vorwand, sie hätten, da derzeit die ganze Landschaft in Bewegung sei, keine andere Wahl gehabt!

Jetzt ist es Abend. Sie ist zurück in Montreuil, der nahen östlichen Banlieue, in dem Haus, das sie im Sentier du Tournequet gekauft haben. Mit einiger Entfernung zum Rummel des Marché de la Croix-de-Chavaux ist dies ein Wohnviertel mit zweigeschossigen Häusern in kleinen Gärten, wo jeder oder fast jeder beim Film, in der Musikbranche, in intellektuellen oder künstlerischen Berufen arbeitet, was die Nachbarschaft wirklich interessant macht, bei ihr jedoch Komplexe hervorruft. Um diese Tageszeit ist es ruhig: Man hört kaum noch Autos auf der nahen Rue Jules-Ferry. Mit bildschirmblaugefärbter Stirn sucht Cora fast widerwillig nach Informationen zu dem Unfall in Oberkampf. Da sie von offizieller Seite nichts dazu findet, keine Meldung, keinen Artikel, widersetzt sie sich der vernünftigen und verantwortungsvollen Stimme in ihrem Inneren, die wiederholt auf die Nutzlosigkeit des Unterfangens hinweist, und landet schließlich in einem Forum, das sich dem Thema widmet. Es gibt mehrere Zeugen, deren Aussagen einander ergänzen und die überzeugt sind, sie würden kein Auge zukriegen, ohne ein paar Worte darüber gewechselt zu haben. Es war eine Frau um die fünfzig, liest sie, schlank und sehr groß gewachsen. Ihr erdfarbener Trenchcoat habe in keiner Weise den Uniformen der Angestell-

ten der Verkehrsbetriebe geglichen, und doch, das sei echt sonderbar, wirklich, sei sie die Stufen am vorderen Bahnsteigende so unauffällig und selbstverständlich hinuntergegangen, dass niemand etwas Anormales bemerkt habe. Ich hatte nicht dorthin geschaut, es spielte sich am Rand meines Gesichtsfelds ab, aber als die Bremsen kreischten, kam das Bild wieder hoch, und ich wusste, dass ich gesehen hatte, wie sie in den Tunnel ging. Cora lässt sich in den Strom der Kommentare gleiten: Über die Identität der Verunglückten und die Gründe ihres Handelns ist nichts bekannt, es gibt nur das blanke Entsetzen, Leute, die in Panik den Bahnsteig entlangrennen, sich entladende Angst und Wut. Recht schnell verallgemeinert sich der Austausch, wird zur Diskussion und driftet nach häufigem Muster ab. Denen, die lauthals verkünden, so was passiere ständig, antwortet ein Zugführer, der angibt, auf dieser Linie gefahren zu sein, in ruhigen, klaren Sätzen, es gebe jedes Jahr einhundertfünfzig Selbstmordversuche und etwa vierzig Todesfälle. Ihrem berufsbedingten Hang zu umfassender statistischer Analyse folgend, öffnet Cora ein neues Browserfenster, sucht heraus, wie viele Fahrgäste pro Jahr die Métro nutzen, und erfährt, dass sich die Zahl auf ungefähr eine Milliarde beläuft: eine winzig kleine Schadensquote, also eine Zahl, die sämtliche Klischees widerlegt. Der Zugführer aber nutzt die Gelegenheit nicht, um das Problem zu relativieren, sondern merkt an, er gehöre zu denen, die beim Einfahren in eine Station die Hand auf der Bremse hielten und denen dichte Menschenmengen auf dem Bahnsteig sehr unangenehm seien. Wenn ihm jemand auffalle, im Bahnhof, der nicht einsteige, zögerlich wirke, etwas durch den Wind scheine und stumpf vor sich hin starre, mache er immer eine Meldung an den nächsten Zugführer.

Und wenn er in einen Bahnhof nahe einer psychiatrischen Klinik einfahre, bremse er früher ab und sei doppelt vorsichtig. *Cora thanatophila* fährt den Rechner runter und versucht, ihren traurigen Masochismus in eine Schublade zu sperren, während eine andere Cora sie bemutternd bis spöttisch fragt, ob es ihr nun besser gehe.

Pierres Stimme aus dem Schlafzimmer. Aber sie möchte noch ein wenig im Arbeitszimmer bleiben, sie greift nach einem Stift, öffnet eine neue, noch leere Kladde. Der Kirschbaum draußen ist von Mondlicht durchflutet, ab und an fällt ein Blatt herunter, Pierre hat am Sonntag das Laub weggeharkt, aber bald werden sie den Rechen wieder rausholen müssen, denn offenbar hat der Baum den ganzen Tag mit dem unfreiwilligen Abwerfen seiner Blätter zugebracht. Ihr Daumen streicht die erste Seite glatt, die frei bleibt, erst oben auf der dritten setzt sie nach zwei leeren Zeilen den Stift an. »Das neue Leben beginnt«, schreibt sie. Vorhin, als sie ins Haus trat, beschwerte Manon sich gerade lauthals über ihren Vater, der sie folterte, indem er mit gelassener Miene darauf bestand, ihr einen Schlafanzug anzuziehen, dessen Ärmel ihr viel weniger Bewegungsfreiheit ließen als das Badewasser. Diese klagefreudige, wehleidige kleine Person hatte ihr gefehlt, das ist ihr, als sie die Arme um sie schloss, mit aller Wucht bewusst geworden. Und doch hatte sie zu bestimmten Zeiten des Tages, als ihr Kopf mit anderen Dingen beschäftigt war, weniger persönlichen natürlich, aber auch sehr wichtigen, nicht mehr an sie gedacht. Als er bei Silué angekommen sei, hat Pierre erzählt, habe Manon das Ohr des schlakigen Elefanten von Onkel Bruno, also Coras Bruder, zwischen Daumen und Zeigefinger festgehalten. »Das hat sie bisher nicht gemacht, oder?« Cora hat etwas Bestätigen-

des gemurmelt. »Ja, das kann sie jetzt.« Silué habe sie das mehrmals machen sehen. Cora überdenkt das Vorkommnis noch einmal und schreibt: »Ich werde nicht überall sein können. Ich werde immer das Gefühl haben, etwas Wichtiges zu verpassen.« Und das wird ein weitaus schmerzlicherer Verlust sein als die versäumten netten Abende, zu denen Freunde sie mit den Worten eingeladen haben, keine Ahnung, ob bei dir gerade die Hütte brennt mit Manon und so, aber wenn es für dich passt, dann... Auch wird die Sehnsucht danach stärker sein als das Verlangen, das sie immer überkommt, wenn es Sommer wird in Paris und sie auf allen Caféterrassen und bei allen Gesprächen dabei sein will... Vielleicht wundert sie sich dann und überlegt, warum sie sich die Zeit nimmt, das aufzuschreiben, obwohl doch der Tag lang war und ein mehr oder weniger nackter Mann mit einer gewiss sehr weichen Haut sie im Nebenzimmer erwartet. Aber sie rührt sich nicht. Sie macht einen Absatz und fügt hinzu: »Ich hoffe, dass alles gut wird – dass alles gut geht.«

Ich habe diese Kladde beim Schreiben vor Augen; die schwarze Tinte ist verblasst, die Schrift ist teilweise schwer lesbar, man merkt, dass sie nur für sich geschrieben hat, aber wer die Anstrengung auf sich nimmt und sich einliest, kann alles entziffern; und wenn man weiß, wie es weiterging, ist es herzerreißend, das zu lesen. Natürlich kann sie nicht wissen, dass sie ins Taumeln gerät. Aber die Tatsache, dass sie eine neue Kladde anfängt, obwohl in der vorhergehenden, wie ich nachprüfen konnte, noch vierzig Seiten leer waren, zeigt ihr Gespür dafür, dass in ihrem Leben eine neue Phase beginnt. In diesem Sinne sagt sie dem Chronisten, wo es losgehen soll, gibt ihm seine ersten Worte ein. Zwischen dem Tag, an dem sie die Arbeit

wieder aufnimmt, und dem Jahresende 2012 wird sie mit ihrer feinen Schrift gut dreißig Kladden füllen. Die kleine Ziegelwand, die sie auf meinem Tisch bilden, besteht aus Kladdenrücken in Schwarz, Blau und Ocker, wobei die Farben keine eigene Bedeutung haben: Cora kaufte damals immer im selben Schreibwarenladen und nahm, was vorrätig war. Mit ihrem kartonierten Deckel, ihrem Lesebändchen und dem alles umspannenden Gummiband wirken sie von außen recht robust und lassen in keiner Weise erahnen, welche Gewalt und welches Chaos im Inneren herrschen, und vielleicht ist es sogar ihre Aufgabe, diese ein wenig in Schach zu halten. Am Anfang schreibt sie über alles Mögliche, bleibt nie lange bei einem Thema. Cora erklärt an mehreren Stellen, es gehe ihr um *flüchtiges Material*, darum, etwas vom Tag festzuhalten, auch wenn sie für nichts Zeit hat. Während die Monate vergehen und Borélia in diese so interessante, nicht wahr, wenn auch unruhige Zeit kommt, mischen sich zunehmend Befürchtungen in ihr Schreiben. Auch der Nicht-Grafologe erkennt, dass sie sich beschleunigt, dass Vokale zu nur noch im Kontext entzifferbaren Strichen und Punkten werden, dass die Schrift sich nach rechts neigt und zittert. Und dann zaudert Cora manchmal und fragt sich, was sie da tut. Sie nennt das: eine Art, sich selbst zu analysieren, ohne zum Analytiker zu gehen. Oder eine Möglichkeit, etwas Dampf abzulassen, weil alles drückt und drängt. Danach kommen die Ereignisse vom Juni 2012, vor allem vom Freitag, dem 8. Juni. Die Schrift geht in die Brüche, verzerrt sich. Und als es weitergeht, nach Wochen der Leere, gibt es Sätze, die mitten im Wort abbrechen, Seiten, die in Wut dahingaloppieren, andere, die ertränkt sind, unleserlich. Im Herbst, als sie auf den Prozess wartet und sich vorbereitet, versucht

sie erstmals eine zusammenhängende Darstellung, die ihr aber nicht gelingt: »Zurückzudenken an all das«, schreibt sie, »kostet mich zu viel.«

Bei flüchtiger Betrachtung könnte man sagen, das verminte Terrain, auf dem sie sich bewegt, bestimme ihre Schrift, wie um seinen nächsten Schlag vorzubereiten. Das Recht, alles auszusprechen, das sie sich in den Kladden extravagant nimmt, wird zunehmend zum notwendigen Ausgleich für die Tage, die sie nötigen, den Mund zu halten und eine Maske zu tragen. Viel schreiben war damals eine Überlebensfrage, denn sie befürchtete, vor lauter Selbstzensur nicht einmal mehr ihre Gefühle ausdrücken zu können. Wenn sie die Beziehung zu ihren Liebsten bewahren wollte, vor allem zu Pierre und ihren Freunden, durften diese nicht ihre einzigen Gesprächspartner sein – weshalb sie den Kladden viele Dinge erzählte, die sie ihren Mitmenschen natürlich nicht anvertraute und über die auch niemand durch Zufall stolpern sollte, zumindest nicht damals.

Allerdings haben die Gespräche mit Cora mich zu der Erkenntnis gebracht, dass man die Auswirkungen des bei Borélia Erlebten auf ihr Schreiben nicht überbewerten darf. Sie erzählt, dass sie immer nebenbei geschrieben hat, Tag für Tag. Sie konnte noch kaum schreiben, da verfasste sie bereits Briefchen, auf doppelt gefalteten Blättern oder auf Karteikarten, die ihr Vater Alain aus dem Büro mitbrachte. Diese Papierchen schob sie zwischen die Seiten eines der Bücher im Regal, ganz unten in eine Kiste mit Spielzeug, ins Innenfutter eines Mantels, an Orte, wo sie sie vergessen würde, sodass es eine Überraschung sein würde, wenn sie ihr, sehr viel später, wieder in die Hände kamen. In ihrer kindlichen Vorfreude auf die flüchtige Be-

gegnung mit der Person, die sie Jahre zuvor einmal war, ahnte sie nicht, dass diese Momente, bis auf wenige Ausnahmen, unangenehm verlaufen, wie Begegnungen mit aufdringlichen, einfältigen Gestalten, die sich an einen dranhängen und vorgeben, einen zu kennen, die man aber nicht wegschickt, da sie im Grunde nicht böse sind und für ihre Dummheit nichts können.

Dinge verstecken. Sie später wiederfinden. Jedes Mal, bevor sie das Haus der Großeltern in den Cevennen, ein wenig oberhalb von Valleraugue, verließ, machte sie eine Übung ähnlicher Art, drehte eine Runde durch ihr Revier, sprang von einer kleinen Trockenmauer zur nächsten, von der Terrasse mit den kargen Himbeerranken hinüber zur Ecke mit dem Wasserschlauch und zum Brunnen. Sie verabschiedete sich von jedem dieser leblosen Wesen, stieß vor einem Baum ein Messer in den Boden, türmte neben dem Pfad, der zum Schafstall hinaufführt, einige Steine zu einem rudimentären Hügel auf – in der Hoffnung, diese Zeichen würden für immer bleiben. Und von Zeit zu Zeit, in Paris, während sie mit ganz anderen Dingen beschäftigt war, wenn sie, mal wieder spät dran, zum Kino eilte oder die soeben abgewaschene Pfanne auf den Geschirrständer stellte, malte sie sich dank irgendeiner von ihrem geheimnisvollen Gehirn heraufbeschworenen Assoziation aus, wie wilde Tiere die Zeichen zerstörten oder sich langweilende Kinder, die ums Haus streiften und darüber stolperten, Schätze darin sahen und sie mitnahmen. Aber vielleicht wurden sie auch nicht gefunden und waren, wenn Cora das Haus an Ostern wieder in Besitz nahm, alle am ursprünglichen Platz. Das Verteilen der Zeichen war das Letzte, was sie tat, bevor sie den Ort verließ, die Suche nach ihnen das Erste, wenn sie im nächsten Urlaub zu-



rückkehrte. Oft jedoch waren sie verschwunden. Das ist das Risiko beim Spurenlegen: Man möchte einen Moment, eine Stimmung, ein Bild, eine Person noch nicht so schnell gehen lassen, aber das ändert nichts am Lauf der Dinge, es ändert nur die Frist, schafft nur einen Aufschub – die Spuren selbst verwischen.

Die dreißig Kladden sowie die Fotos aus dieser Zeit und die anderen gefundenen Zeugnisse bilden ein lebendiges Archiv, das mir in die Hände kam, ohne dass ich darum gebeten hätte. Vielleicht war es auch kein Zufall, ich war auf der Suche nach etwas in der Art, ohne dass ich hätte sagen können, warum. Die wenigen Menschen, denen ich davon erzählte, Freunde von mir und Zeitungskollegen, zeigten sich ratlos oder verlegen.

In letzter Zeit klingeln mir oft die Ohren: Es muss einige feine Menschen geben, die sich, wenn sie beim Aperitif plaudern, Sorgen um mich machen. »Hast du in letzter Zeit Mathias mal gesehen? Findest du sein Projekt nicht auch ziemlich irre? Warum will er mit so was seine Zeit vertun? Er hat noch drei, vier ruhige Jahre, bis Kinder kommen, er hat einen guten Riecher für Reportagen, und statt in die Richtung weiterzugehen, gräbt er sich immer tiefer in diese Geschichte, die ihn womöglich total verschlingt und dann doch nur ihn interessiert.« Wer das sagt – falls jemand das sagt –, hat absolut recht. Unter allen Geschichten der Welt ist dies natürlich nur eine ganz kleine. Allerdings nur bis man merkt, dass es gar keine kleinen Geschichten gibt. Zwar haben sich die Dinge vor langer Zeit zugetragen, und es wäre zweifellos am klügsten, sie als verjährt zu betrachten. Doch in meinen Augen stimmt das nicht. Juristisch kann eine Angelegenheit verjähren; die Erinnerung an Menschen sollte das aber nie. Denn ab-

gesehen von den Namen, die andere sind, erzählt die Geschichte von uns. Der Kampf, der an der einen Stelle endet, wird anderswo fortgesetzt und ist doch derselbe. Ich habe keine Wahl, ich möchte und muss jetzt darüber Bericht erstatten.

## II GESTERN UND VORGESTERN

Es beginnt immer ohne uns, das Leben der Menschen und das Leben der Dinge. Irgendwann kommen wir dazu: als Kinder in einer Familie, als Erwachsene in einem neuen Land oder auf einer neuen Stelle. Wir brauchen oft lange, um zu verstehen, was vor uns passiert ist, warum die Menschen in unserer Umgebung so oder so reagieren, welche Konflikte und Dramen die Risse in ihnen herbeigeführt haben. Die Vergangenheit hat mit ihrer Masse die Gegenwart geprägt, namentlich eine Vergangenheit, die wir nicht kennen und die uns bis auf ein paar vom Unbewussten verformte Erinnerungssplitter, schlecht überprüfbare Lügen und immer wieder neu erfundene Mythen keiner erzählt. Ein Haufen Leute interessiert sich nicht dafür, diese Tiefen der Geschichte zu erforschen, und will lediglich das Notwendigste zum eigenen Leben wissen. Andere sind fasziniert vom Vergangenen. Zu diesen gehörte Cora Salme, als sie bei Borélia anfang, und ich zugegebenermaßen auch. Aus diesem und anderen Gründen müssen wir hier auf gestern und vorgestern zu sprechen kommen. Auf die Vorgeschichte von Cora und die von Borélia.

Borélia ist ein Historikum, das noch kein professioneller Historiker genauer betrachtet hat. Das einzige Buch, das sich in seiner Gänze dem Unternehmen widmet, wurde anlässlich des siebzigjährigen Jubiläums intern in Auftrag gegeben und von Catherine Giuly verfasst, der Ehefrau eines damaligen Bereichsleiters, beruht auf Informationen aus erster Hand und kommt, gelinde gesagt, ganz ohne die Irrungen kritischen Denkens aus. Die schlechte Quellenlage hätte mir, wie ich anfangs befürchtete, die Arbeit unmöglich machen können. Doch hat sie sie mir eher erleichtert. Ich konnte die besuchen, die dabei gewesen waren, konnte sagen, ich sei Journalist, Borélia verdiene durchaus eine Publikation, ich sammelte Material und sähe mir das Thema mal an, um einzuschätzen, ob sich daraus etwas machen ließe. Da ich sie befragen musste, um nicht allein auf Coras Sichtweise angewiesen zu sein, erklärte ich ihnen, dass ich mich nicht nur für die blanken Fakten interessierte, sondern auch für die Stimmen derer, die das Unternehmen mit aufgebaut hatten, Tag für Tag, ohne zu wissen, wohin das Ganze sie führen würde. Wer solche Töne anstimmt, trifft zunächst auf reines Misstrauen – doch wenn die Leute langsam spüren, dass es kein vorgetäushtes Interesse ist, für einen Beruf, über den sie nach den vielen Jahren und angesichts der kaum verhohlenen Gleichgültigkeit ihres Umfelds nichts mehr so recht mitzuteilen haben, steigen sie genüsslich ins Erzählen ein wie in eine warme Wanne, erinnern sich an die guten Gründe, aus denen sie jeden Morgen aufgestanden sind oder noch aufstehen, und zeigen sich froh und zuversichtlich.

Zum Einstieg könnte ich das Archivvideo mit den verblassten Farben anbringen. Wir befinden uns in den 1960er-Jahren. Die Kamera folgt Georges Bories in das kleine Ört-

chen in der Auvergne, wo er seine Kindheit verbracht hat. Er ist ein Mann mit dem Äußeren eines wohlhabenden Großbauern, eines Notabeln, der, wie damals viele Franzosen, erstaunlich nasal und mit viel Tremolo spricht. Er zeigt das Haus, in dem er 1919, einige Monate nach Kriegsende, geboren wurde. Und angrenzend die Poststation, die seine Vorfahren betrieben haben und die sein Vater später in eine Autowerkstatt umgewandelt hat. Er erzählt, er habe die Welt, in der man Pferde beschlägt, sterben sehen, verdrängt von der, in der man, von Benzingestank umgeben, Karosserien und Motoren repariert. Ein paar Straßen weiter steht hinter einem schmiedeeisernen Gitter die Gemeindeschule. Beim Anblick der alten Mauern, dreier Linden, die gewachsen seien, und des dagegen geschrumpften Schulhofs erläutert Bories mittels einiger Anekdoten, die ihm spontan einzufallen scheinen, die er aber sicher hundert Mal erprobt hat, bis er wusste, wie sie ihren Zweck am besten erfüllen, wie er zu seiner Bestimmung gekommen ist. Er zeigt, dass nichts zwangsläufig war – andernfalls wäre sein Verdienst ja kein großes gewesen –, außer dass er von Anfang an Geschäftssinn besaß und doch eine Gabe hatte: Mit sechs spielt Georges in den Schulpausen mit Murmeln und organisiert Schneckenrennen, was recht banal ist; was ihn aber besonders macht, ist, wie ruhig und souverän er bei Würfel- und Kartenspielen gewinnt – weil er instinktiv, schon lange bevor er das Wort kennenlernt, Wahrscheinlichkeiten berechnet.

Der Krieg bricht aus. Im Sommer 1939 eingezogen, gerät Georges Ende Mai 1940 mit einer Million französischer und englischer Soldaten in den Kessel von Dünkirchen; während Fischkutter, Frachtkähne und Schleppschiffe Pendelfahrten organisieren, um die Männer zu den großen

Schiffen zu bringen, die nach England übersetzen, wacht er am Strand eine ganze Nacht bei einem Offizier, der den Rücken voller Granatsplitter hat und dessen Panzerarmband den Namen André Roussy trägt. Als sich nach den Bombardements der Rauch verzieht, sind auf der anderen Seite des Ärmelkanals die schimmernden Kreidefelsen zu sehen, doch erscheinen sie mit jeder Stunde irrealer, unerreichbarer. Die Leichen um sie herum tragen Masken aus Blut und Sand und haben mit ihren offen stehenden Mündern oft einen Ausdruck dummen Erstaunens. Georges überlegt schon, mit welchen unbeholfenen Beileidsworten er, falls er entkommt, den Tod des kaum Zwanzigjährigen, des Sohnes und Bruders, mitteilen soll. Aber beide Männer kommen durch.

Man bringt sie nach Deutschland ins selbe Gefangenenlager im Rheintal. Im Winter vermischt sich auf den Anhöhen der Kohlequalm aus den Hochöfen mit dem Nebel in den Rebstöcken. Ihr Körper wird zur Beute von Flöhen und für die deutschen Wächter zur Zielscheibe. In ihrer schlammfarbenen Uniform sind sie, wo immer sie stehen und gehen, den auf sie gerichteten Waffen ausgeliefert. Eine Nichtigkeit würde genügen. Der flüchtige Ärger beim erstbesten Soldaten, die Laune eines Offiziers, und es wäre um sie geschehen. Niemand wagt es da mehr, Wahrscheinlichkeiten zu berechnen. Niemandem ist nach Wettspielen zumute. André und Georges bräuchten, um ihre Würde zu wahren, einen Körper, der schweigt und sich zurücknimmt, aber der Hunger, diese Ratte, frisst ihnen unablässig am Magen; ihr Körper schreit immer lauter nach der Befriedigung seiner Bedürfnisse, auch wenn sie dafür die Selbstachtung verlieren, Gehässigkeiten erfahren, andere Gehässigkeit erfahren lassen und noch tiefer sinken. In den

wenigen Zeilen, die sie nach Hause schreiben dürfen, wiederholen sie ihre Litanei, brauchen Socken, Seife, Wollsa-  
chen und außerdem, wenn es für euch keine Entbehrung  
bedeutet, natürlich Schokolade, Wurst, Zucker.

Schließlich schafft es Andrés Vater, der bei Michelin  
aufgestiegen ist, die beiden freizubekommen. Nach einer  
langen Fahrt über ratternde Gleise kehrt Georges Bories  
nach Clermont zurück. In einem Stück, aber er wird bis  
ans Ende seiner Tage humpeln, und er beschließt, sich so-  
wohl von Kollaborateuren als auch von Widerstandskämp-  
fern fernzuhalten. Er schreibt sich seinen Attentismus  
nicht groß auf die Fahnen, aber anders als manch anderer  
wird er später, als er es zu etwas gebracht hat, nicht versu-  
chen, ihn zu kaschieren und sich eine glorreichere Vergan-  
genheit anzudichten. Am Tag arbeitet er in der Autowerk-  
statt seines Vaters. Am Abend speist er bei den Roussys,  
die kultivierter sind, beredter, und die ihm Bücher aus-  
leihen. Mit Begeisterung liest er Blaise Pascal, dessen Ge-  
burtshaus nur einen Katzensprung von Andrés Familien-  
anwesen entfernt steht. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung,  
die der Philosoph in seinen mathematischen Arbeiten ent-  
wickelt, fasziniert ihn; die unnachgiebige Prosa der *Ge-  
danken* versetzt ihm, so sie ihm nicht zu hoch ist, einige  
metaphysische Backpfeifen. Als die Amerikaner im März  
1944 die Fabrik von Cataroux bombardieren und viele sei-  
ner Freunde dabei ums Leben kommen, weiß Georges, dass  
es auch ihn hätte treffen können, dass er erneut verschont  
worden ist. Immer häufiger besucht er die Kirchen aus  
schwarzem Stein. Verbringt einige Zeit in ihrem Halbdun-  
kel. Sage mir doch: Wer wird fallen? Auf wen fällt das Los?  
Nach einigen misslungenen Begegnungen mit Gott und  
tastenden Gebeten setzt er auf den Glauben, auch wenn

sein Adressat dort oben nicht den geringsten Hinweis darauf liefert, dass es ihn gibt, dass er da ist oder mit ihm fühlt.

An manchen Abenden, wenn Andrés Schwester Colette sich ans Klavier setzt, um den grauen Schneemassen zu trotzen, die draußen alles ersticken, steht er neben ihr, beobachtet ihre Hände. Er singt Schuberts *Winterreise*, wandert durch die winterliche Landschaft, durchquert Dörfer, betrachtet deren alte Bäume, beruhigt mit offener Hand ihre Hunde und trinkt aus ihren Brunnen. Er singt in dem Deutsch, das er in der Schule gelernt hat (wir befinden uns genau sechzig Jahre vor dem Moment, da Cora ihrerseits Thomas Quasthoff in der Philharmonie des wieder aufgebauten Berlins diese *Lieder* singen hört), und André sagt: Singt und spielt lauter, da es Radio London zu über-tönen gilt. Im Notenbuch wird eine neue Seite aufgeschlagen: Georges und Colette verlieben sich ineinander. Sonntags erklimmen sie Vulkane, den Puy de Côme, den Puy de Dôme, bis hinauf in den Himmel, um in die Weite zu sehen, über den Krieg hinaus. Sie heiraten im Sommer der Befreiung. Auf der steilen Straße, die hinter der Kathedrale entlangführt, begegnen sie in Gesellschaft ihrer Gäste zwei Frauen mit blutigem Mund, die gerade kahl geschoren worden sind. Dieses Bild brennt sich in Georges' Gedächtnis, er wird oft davon sprechen: »Überall herrschte diese Gewalt. So viel Gewalt... Ich wollte das nicht mehr. Ich habe mir gesagt: Wir müssen etwas Neues aufbauen.«

Als wieder Frieden herrscht, wäre es das Einfachste, bei Michelin einzusteigen, bei seinem Schwiegervater und André. Das Unternehmen hat soeben das Patent für Gürtelreifen angemeldet. Unter ihrem gleichmütig schweig-samen Äußeren sind die Ingenieure in heller Aufregung



und glauben, diese Neuerung könne den Markt revolutionieren. Aber die Industrie interessiert Georges Bories nicht. In Coras Exemplar der Biografie, die ihm Ende der 1980er-Jahre gewidmet wurde – das sie sich gekauft und selbst nach den Ereignissen in ihrem Bücherregal behalten hat (was zeigt, dass sich ihre Wut und Trauer nicht blind gegen alles richten, was mit Borélia zu tun hat) –, sind diese Absätze mit einer geschweiften Klammer markiert, damit sie leichter zu finden sind, und dazu mit einem großen C, das Cora immer dann anbringt, wenn sie das Gefühl hat, dass mittels anderer von ihr selbst die Rede ist. Was Georges Bories dagegen stark beschäftigt, damals und auch später, da es sich nicht um eine Obsession handelt, die man schnell wieder ablegt, ist der Tod. Er hat ihn oft und aus nächster Nähe gesehen. Wenn er so dahinwumpelt, fragt er sich, durch welchen Zufall er dem Tod von der Schippe gesprungen ist. Er hat sich so sehr gewünscht, den Krieg zu überleben, dass er glaubt, allen sei es so gegangen und jetzt wollten sie sich in ihrem Leben sicherer fühlen und nicht verängstigt wie ein kleiner verletzter Vogel.

Doch wie lässt sich der Tod überhaupt bekämpfen? Er denkt nach. Er weiß es nicht. Pascal würde zweifellos sagen, durch Gottes Heil, durch Christus, den Herzensglauben. Doch in der irdischen Welt und mit etwas Bescheidenheit... In Kriegszeiten, sagt sich Bories, durch die Wiederherstellung des Friedens. Und in Friedenszeiten... vielleicht, indem man ergründet, wo nun der Tod lauert, in welchen Lebensumständen er am häufigsten eintritt. Sage mir doch: Wer wird fallen? Auf wen fällt das Los? Auf seinen geruhlosen Spaziergängen denkt er nach, in den reglosen Nächten träumt er von Karten, die Risiken und

Gefahren anzeigen. Er verfolgt wie eh und je, was in den Zeitungen steht: Die Regierung hat soeben die großen Versicherungsgesellschaften verstaatlicht und eine Sozialversicherung geschaffen, die den Krankheitsfall und Arbeitsunfälle absichert, aber im Bereich Vermögensschutz und individuelle Vorsorge bleibt sehr viel offen. Da die Branche sich gerade neu aufstellen muss und die bisherigen Akteure in diesen Geschäftsfeldern nicht so schnell reagieren wie gewohnt, ist es kein schlechter Zeitpunkt, selbst etwas zu gründen. Bories denkt auf seine ernsthafte Art noch eine Weile darüber nach und kommt zu einem Entschluss. Das wird das Unlösbare nicht lösen, doch ist es ein Anfang von Widerstand, die Möglichkeit, einen Beitrag zu leisten. Er möchte etwas aufbauen, möchte der solide Mann werden, der zu werden dem kleinen Jungen in ihm offenbar bestimmt war, und anderen helfen, ihrerseits solide zu werden. *Solide*, dieses Wort liebt er, daran klammert er sich. Mitten im Winter 1947, als noch alles rationiert ist, die Milch in den Flaschen gefriert und Colette ihren kleinen Pascal vor der geöffneten Ofentür wickelt, damit er sich nicht erkältet, gründet Georges Bories die Versicherungsgesellschaft Les Prévoyants, »die Vorsorge-Leister«.

Zweiunddreißig Jahre lang wird der Gründer seine privatrechtliche Gegenseitigkeitsversicherung leiten. Diese Zeitspanne deckt sich in etwa mit einer Phase des Wachstums, das in Westeuropa zeitweilig die Kompromissfindung zwischen Kapital und Arbeit erleichtert. Mehrere Zeugenberichte schildern Bories als einen Chef mit sozialem Gewissen, als einen, der sich nicht gegen die gewerkschaftliche Organisierung seiner Mitarbeiter sperrt, ihnen regelmäßig Gehaltserhöhungen zugestehet und sich um ihre Treue

gegenüber dem Unternehmen bemüht. »Die Loyalität der Menschen«, sagt er gern, »ist etwas anderes als ihre Zeit und Arbeitskraft: Die lässt sich nicht kaufen, die muss man sich erobern.« Und er unterstreicht, seine Arbeiterpranken auf das Rednerpult gestützt, die Vorzüge der Stabilität: Statt Energie darauf zu verschwenden, alle paar Tage die Anstellung oder die Firma zu wechseln, solle man lieber richtig einsteigen, an einem Ort, der anfänglich weder besser noch schlechter erscheine als die anderen, mit der Zeit aber zu einer Art zweiter Familie werden könne. Und statt ständig die Strategie des Unternehmens infrage zu stellen, sei viel effizienter, wer dem Chef vertraue und sich in Gelassenheit übe.

Die sozialen Überzeugungen rührten bei einem Mann wie Bories nicht nur von seiner Nächstenliebe oder der Erfahrung mit schwierigen Lebenslagen her, etwa in der Kriegsgefangenschaft. Sie entsprangen in seinen Augen einer politischen Notwendigkeit: Verbesserte man nicht die Lebensbedingungen aller, bis hinunter zu den kleinen Angestellten, den Arbeitern, gerieten diese in die Fänge des Bolschewismus, was erneut zu Krieg und zu hoffnungslosem Chaos führen musste. Unter ihrem sentimentalen Anstrich verstärkten das Rentensystem mit Umlageverfahren, die Ferienanlagen und die Western von John Ford, in denen sich im Filmclub am Donnerstagabend die Wagenburgen bildeten, einen immateriellen eisernen Vorhang, der vielleicht gerade so ausreichte, um eine Kontaminierung zu verhindern: »Jeder braucht ein Hab und Gut. Niemand soll Interesse daran haben, alles umzustürzen. Was die Menschen besitzen – ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber meine Erfahrung ist, dass es sie stolz macht. Und dafür sind Versicherungen da: Die Leute sollen sicher

sein können, dass sie ihr Vermögen, das sie oft durch sehr harte Arbeit erworben haben, für immer behalten können. Dass sie, sollten sie etwas verlieren, entschädigt werden. Dass der Privatbesitz sicher ist, ein Naturrecht, und fast würde ich sagen, sogar ein heiliges Recht.«

Wer nicht vehementer Verfechter des grenzenlosen Gewinns war, dem fiel es in jenen Tagen durchaus leicht, auch mal etwas an andere abzugeben: Das Geld floss in Strömen. In der Mitte Frankreichs, wo bei der Produktivität noch viel Luft nach oben war, versicherten sich die ausreichend bemittelten Bauern nun bereitwillig gegen schlechte Ernten, Maschinenbruch und Übersterblichkeit des Viehs. Für jene, die sich nicht mehr mit Feldarbeit abmühen mussten, eröffnete der Erwerb eines ersten Automobils die Perspektive, aus dem nervtötenden Karussell des Immergleichen zeitweise auszubrechen. »Man muss sich vorstellen, was das für die Leute hieß«, sagte Cora zu mir. »Sie haben in so unerträglicher Enge gelebt. Ihre Frau oder ihren Mann haben sie sich im Umkreis von fünf Kilometern rund um ihren Geburtsort gesucht. Die Menschen in der Nachbarstadt gehörten für sie schon nicht mehr zur selben Gegend. Selbst ich, die ich allen Grund habe, Autos nicht zu mögen, ich... Stell dir vor, was für unglaubliche Möglichkeiten das einem eröffnete.«

Die Straßenkarte auseinanderfalten, mit dem Finger auf eine Stadt zeigen, die bis dahin nichts weiter war als ein Name, ein verschwommenes Bild, eine Schwarz-Weiß-Postkarte, und wissen, dass man am Abend dort sein wird; in den Kurven spüren, wie eine tonnenschwere Karosserie auf kleinste Bewegungen der Hände am Lenkrad reagiert und der Motor heult wie der Wind, während links und rechts des Asphalts die Platanen beschleunigen.

Georges Bories liebte das sehr, genoss diesen Rausch. Das Land auf der Karte bewegte sich keinen Deut; aber je dichter das Netz sich kreuzender Linien von Nationalstraßen und Autobahnen auf den immer besser gedruckten Straßenkarten wurde, desto mehr erschlossen sich ländliche Regionen, vergrößerte sich sein Territorium. Doch während der Fahrten nach Limoges, Saint-Étienne oder Moulins, wo er seine Angestellten besuchte, verlor Bories nie das Bewusstsein dafür, dass diese Freiheitsmaschine auch Todesmaschine war. Nur eine Sekunde Unaufmerksamkeit reichte. Und auch wenn man selbst keine Schuld trug, reichte es, dass irgendein Spinner, der sich für besonders schlau hielt, in dem Drang nach Bedeutsamkeit alle vor sich überholte – einer, der auch seinem Opfer gegenüber noch dreist behauptete, er hätte gute Reflexe. Da Bories aus tiefer Überzeugung darüber sprach und der Abschluss einer Versicherung vorgeschrieben war, fiel es ihm leicht, viele davon zu verkaufen. Trotz festgelegter Beitragssätze verdiente, wer seine Kosten unter Kontrolle hatte, recht gut daran. Durch viele Gespräche mit seinem Vater und den Roussys wusste Bories als einer der Ersten in Frankreich, wie wichtig daher der Aufbau eines Netzes von Vertragswerkstätten war, die ihre Reparaturen akkurat abrechneten, da die Preise sich sonst schnell mal verdoppelten.

Brandschutz- und Hausratversicherungen zu verkaufen war für ihn, wie er sagte, auch *keine Hexerei*. Es brauchte lediglich eine Mannschaft beharrlicher und zugleich vertrauenerweckender Außendienstler und Vertriebsleute. Die lud Bories zu sich zum Abendessen ein, stellte ihnen dieselben Fragen wie einige Jahre zuvor sein Schwiegervater und prüfte, ob sie gut argumentieren und zu gebe-

ner Zeit gut zuhören konnten. Nebenbei schenkte er ihnen immer wieder nach, beobachtete, wie sie Alkohol vertrugen und ihre Frau behandelten, und veranlasste im Zweifelsfall Nachforschungen und eine Moralitätsprüfung. Die Älteren bildeten die Jungen aus, direkt vor Ort auf ihren Touren. Das war tatsächlich ein Kinderspiel: Man stellte sich gut mit den Pförtnern und Concierges, die ja alle Bewegungen im Haus kannten, klopfte bei frisch eingezogenen Bewohnern, gratulierte ihnen zu ihrem großartigen Kauf und fragte, den Fuß noch in der Tür, schon fast im Gehen begriffen, in freundschaftlicher Sorge, ob sie auch alles Nötige geregelt hätten, um ihre hübsche kleine Familie zu schützen. Entgegneten sie, alles sei bedacht, war das kein Grund, sie vom Haken zu lassen: Man versprach ihnen eine bessere Absicherung oder bessere Beiträge, und dass man ihren Vertrag übernehmen werde, sobald der vorherige auslaufe. Die Inspektoren, die ständig unterwegs waren und selten bei sich zu Hause nächtigten, sahen zu, dass alle ihre Techniken beherrschten: Sie organisierten motivierende Wettbewerbe unter den Verkäufern und schulten sie für die Jagd auf Neukunden sowie für die Pflege der Kundenbestände.

In solchen Berichten wirkt es veraltet, dieses Frankreich. Es ist das Frankreich von gestern. Aber es hat etwas, das mich rührt, wie alte Fotografien. Wie ein Schubfach in einem alten Landhaus, das lange niemand mehr geöffnet hat – wie die armseligen, staubbedeckten, ewig nicht mehr benutzten Dinge darin, die zwar unversehrt, aber inzwischen doch etwas angegangen sind. Vor allem rührt mich der Gedanke, dass diese Zeit für die Menschen, die sie erlebt haben, die Gegenwart war, die einzige Epoche, die sie

aus direktem Erleben kannten, und dass sie ihnen schier unfassbar *modern* erschien: Sie standen auf dem Gipfel der Zeit, wozu wir ja alle verdammt sind, vor sich eine Zukunft voller Gespenster, für sie noch nebulöser als für uns heute, und wussten nicht, was wohl als Nächstes käme und woher: die Moden, neuen Ausdrücke, Bewegungsarten und Denkweisen, die sie in Kürze alt aussehen lassen würden. Was mir vor meinem Überlaufen zum Journalismus in den drei Jahren Geschichtsstudium an der Sorbonne gefallen und mich motiviert hatte, waren, ohne dass ich es damals richtig benennen konnte, genau diese Dialoge von Gespenstern, bleichen und weniger bleichen, die sich durch die Zeiten hindurch betrachten, wahrscheinlich alle gern ihre Farbe zurückhätten und, während sie aufs Nachziehen ihrer Umrisse oder die Hörbarmachung ihrer einstigen Stimme warten, wohl oder übel zum Gegenstand nie ganz funktionierender Erweckungsversuche werden; die in großer Zahl herumschweben, ein wenig steif und unbeholfen durch die Zeiten taumeln, weiterschweben und schweigen.

Als Cora im Herbst 2007 bei Borélia anfang, gab es dort nur noch wenige, die die Anfänge miterlebt hatten. Da Édouard Verzack herausgehört hatte, dass sie gern mehr darüber erfahren wollte, hatte er vorgeschlagen, sie sollten doch ab und zu mit Jacqueline Mazel zu Mittag essen. Jacqueline bestand allerdings darauf, in die Unternehmenskantine zu gehen, wo das Gespräch alle fünf Minuten von Kollegen unterbrochen wurde, die sie begrüßten oder zu irgendetwas befragten, doch das war die Sache allemal wert. Jacqueline mit ihrem langen, bogenförmig aus der braven Bluse ragenden Hals bezeichnete sich selbst als eine Dinosaurierin

und winkte ab, als Édouard sie stattdessen ein lebendes Gedächtnis nannte. »Jacqueline hatte eine seltene Eigenschaft«, erklärte mir Cora. »Sie konnte lange erzählen, behielt aber immer im Auge, ob das Gesagte ihr Gegenüber interessierte. Wenn sie mit dir sprach, vermittelte sie dir trotz des Radaus rundum das Gefühl, dass die Dinge, über die sie berichtete, in dieser Form noch nie erzählt worden und nur für dich bestimmt waren.« Cora fühlte sich ihr sehr schnell verbunden. Sie hoffte, sie würde einst in Jacquelines Alter auch so mit Menschen plaudern können, die dreißig Jahre jünger waren, und ebenso auf ihre Erinnerungen zugreifen können, möglichst ohne Nostalgie, aber doch mit der nötigen Aura und ohne die Welt, die sie überlebt haben würde, zu idealisieren.

Jacqueline Mazel hatte ganz unten in der Hierarchie angefangen, als einfache Schreibkraft in der Zeit, als das Unternehmen seinen Sitz in Clermont-Ferrand hatte, und saß, als sie aufs Rentenalter zuging, auf einer guten Stelle in der Personalabteilung. Für Cora und Édouard erweckte sie das Familienunternehmen, in dem noch jeder jeden kannte, wieder zum Leben. Es gab viele Feiern, gesellige Zusammenkünfte, bei denen vom Direktor bis zur kleinen Angestellten miteinander getanzt und geflirtet wurde. Am Montag erinnerte sich dann niemand mehr an das, was am Wochenende passiert war, und die alte Hierarchie trat erneut in Kraft. Die leitenden Angestellten hatten ihre eigene Kantine mit Bedienung am Tisch und eigens mit ihren Initialen versehene Garderobenhaken für Hut und Mantel. Das Archiv befand sich im Keller, und den Frauen war es verboten, dort hinuntergehen, weil befürchtet wurde, einige Männer könnten sich im Dunkeln an ihnen vergehen. Den Männern war im Gegenzug der Zugang zu den



Arbeitsplätzen der Schreibkräfte verwehrt: »Der Bereich hieß *das Kloster*. Da saßen Sekretärinnen wie ich vor ihren Maschinen aufgereiht und tippten Verträge oder Briefe, und ein Vorgesetzter, ein Mann auf einem Holzpodest, der im Übrigen als einziger Mann Zugang hatte, hielt sie mit seinem Blick auf die Uhr im Rhythmus.« Gleitzeitarbeit gab es damals nicht: Ein paar Minuten vor Arbeitsbeginn rannten sogar ältere Frauen und Schwangere durch die Straßen, und am Abend, wenn das befreiende Klingeln schon zu erahnen war, drängten sich Schlangen von Angestellten vor den Bürotüren und schoben sich in die Treppenhäuser.

»Es war eine seltsame Welt«, sagte Jacqueline Mazel. »Eine sehr strenge Hierarchie, viel Paternalismus – und gleichzeitig gute Laune und Nähe. Das könnt ihr beiden euch wahrscheinlich nicht vorstellen, aber den Chef nannten wir nicht Bories. Wir nannten ihn Monsieur Georges.« Und als sein Sohn die Nachfolge antrat, Ende der siebziger Jahre, sagten sie, nachdem er die Leitung der Firma übernommen und den Umzug nach Paris eingefädelt hatte, Monsieur Pascal. In seinen Augen war es höchste Zeit, Les Prévoyants international aufzustellen, andere Unternehmen aufzukaufen oder zumindest Partnerschaften im Ausland einzugehen, um die Risiken besser verteilen und immer auf aussichtsreichen Märkten präsent sein zu können. So bedauerlich es war, hieß es, solche Operationen würden sich von der Auvergne aus nicht erfolgreich vornehmen lassen. Die Stärke der Argumentation, die Pascal Bories mehrfach darlegte und die sein Vater, bei Reden zwei Schritt hinter ihm stehend, mit Nicken begleitete, vermochte ihre Brutalität nicht zu überdecken. Als erste Bilder vom neuen Unternehmenssitz nahe dem Gare Saint-

Lazare die Runde machten, sahen viele Kollegen darin eine unziemliche Zurschaustellung von Reichtum; etwas, das nicht zu dem Bild passte, das sie vom Unternehmen und ihrem Beruf hatten. Eines Morgens musste Pascal Bories feststellen, dass die Büroräume ohne Vorankündigung von Gewerkschaftsvertretern besetzt worden waren. Er saß kaum zehn Monate auf dem Leitungsposten und sah sich bereits mit dem umfassendsten Streik in der Geschichte von Les Prévoyants konfrontiert.

Glaubt man Catherine Giuly, die an dieser Stelle etwas verlegen klingt und mit der feinen Anmut aller Hagiografen Zuflucht zum Euphemismus nimmt, entsprang der Beginn dieses Streiks lediglich einem Missverständnis. Die Angestellten hätten sich in ehrerbietiger Furcht vor dem Chef in den Vorjahren nicht getraut, ihre Forderungen anzubringen. Und Pascal Bories, der ein moderner Mensch war, ein Voluntarist und daher manchmal etwas vorschnell, hatte seinerseits vielleicht unterschätzt, wie sehr sie am Gründungsort des Unternehmens hingen, an dieser ländlichen, industriellen und provinziellen Welt, deren Interessen sie zu vertreten glaubten. In der Erzählung von Jacqueline Mazel, die am Kontinentisch zwischen zwei Schlucken Tee in ihrem Fruchtsalat herumstocherte, hörte sich die Episode allerdings entschieden anders an. Als jemand, der zeitgleich mit dem Unternehmen geboren und im beruhigenden Schatten seines steten Wachstums großgeworden war, der seine Eltern mit der intimen Eindringlichkeit darüber hatte sprechen hören, die üblicherweise familiären Belangen vorbehalten ist, wähnte Pascal Bories sich legitimiert und vergaß, dass seine Macht begrenzt war, dass seine Abstammung ihn keineswegs berechtigte, Dinge gewaltsam durchzusetzen, ihn nicht der

Aufgabe enthob, sich den Respekt der Truppen zu verdienen, ihn vielmehr sogar nötigte, ihnen vertrauensbildende Beweise dafür zu liefern, dass er Les Prévoyants nicht als sein Privateigentum betrachtete.

Das Frühjahr 1978 ist jedenfalls die schlimmste Zeit, die Les Prévoyants jemals erleben. Eine Reihe zerstocheener Reifen, wütende Berichte, an deren Tinte man sich noch heute die Finger schmutzig macht, und Liebenswürdigkeiten, die aus anonymen Briefen herauspurzeln. Die Streikenden harren zwei Monate aus, ohne der Aussperungsanordnung nachzukommen; schließlich verfügt der Bürgermeister von Clermont-Ferrand einen Polizeieinsatz, lässt die Information darüber aber durchsickern, sodass die Angestellten, bevor sie gewaltsam vertrieben werden, von sich aus das Feld räumen können. In den darauffolgenden Wochen trifft sich Pascal Bories mit gut einhundert Menschen unter vier Augen: Er schreibt sich die Ideen all derer auf, die an der Neuausrichtung der Strategie von Les Prévoyants mitarbeiten wollen, lässt stoisch Wutausbrüche über sich ergehen und hält für jeden, dem die Tränen kommen, Taschentücher bereit. Anhand der persönlichen Geschichten, die man ihm erzählt, anhand der laut und deutlich geäußerten Wünsche oder der unbeholfenen Andeutungen seines jeweiligen Gegenübers befindet er, wer vor Ort bleiben, wer ihm nach Paris folgen und wer ausgesandt werden soll, die Filialen der Gruppe in Italien und Québec aufzubauen. Jacqueline, deren Aufstieg im Haus aus dieser Zeit herrührt, erkennt an, dass Bories die Feuertaufe gut bestanden hat. Fortan ist er sich der Vorteile, die ein soziales Image für Les Prévoyants mit sich bringt, bewusst, bemüht sich sehr, der Gesetzgebung immer einen

Schritt voraus zu sein, entwickelt Programme zur Gewinnbeteiligung, um die Ambitioniertesten zu halten, und erlaubt die Bezahlung von Überstunden oder deren Umwandlung in Urlaubstage.

Nicht der Umzug nach Paris, sondern letztlich der Kauf von Castel, mit dem sich die Unternehmensgröße von heute auf morgen verdoppelt, katapultiert Les Prévoyants in eine neue Ära. »Castel, sagt dir das was?«, fragte Jacqueline Cora. »Ich denke mal, nein. Du bist zu jung. Nun, Castel, das war einmal, wie soll ich sagen, die Grande Dame der französischen Assekuranzen: Sie versicherte, schon seit ungefähr 1840, gegen Feuer und seit 1875 gegen Unfall und hatte einen großartigen Hauptsitz am Parc Monceau. Ihre Außendienstler waren allesamt ehrenwerte Herren, die ihre Verträge Klausel für Klausel nach den Bedürfnissen der Kunden aufsetzten. Unsere wirkten dagegen ein wenig wie wandernde Enzyklopädieverkäufer.« 1918 hatte Castel sich für stark genug gehalten, auch in kriegsbedingten Schadensfällen, die eigentlich unter eine Ausschlussklausel fielen, Entschädigung zu gewähren. Das führte im Norden und Osten des Landes zu unvergleichlichem Ansehen. Danach hat Bernard Castel allerdings einige finanziell verheerende Entscheidungen getroffen: Immobiliengeschäfte in Alpen-Skiorten oder an der Côte d'Azur – Investitionen ins sogenannte weiße und blaue Gold – entwickelten sich zu Streitfällen, die vor Gericht verhandelt wurden. Als 1981 die Sozialisten an die Macht kamen, drohte dem alten Unternehmen die Verstaatlichung.

Pascal Bories erinnert sich genau, wie sein Vater gleich nach dem Krieg die Gunst der Stunde genutzt hat. Jetzt, sagt er sich, ist es an mir zu handeln. Als Kind schon hat er das griechische Wort *kairos* gelernt. Der *kairos* kommt

selten, und wer sich dann nicht die Mühe macht, ihn zu ergreifen, der taugt nicht für die Geschäftswelt. Geschützt durch ihren Versicherungsstatus haben Les Prévoyants vor nichts Angst: Ihre Aktien sind nicht börsennotiert, sondern werden von Gesellschaftern erworben; und selbst wenn der Markt beschließen sollte, die wagemutige Übernahme mit einem Wertverlust der Aktien abzustrafen, kann das Unternehmen nicht zur Zielscheibe von Angriffen werden. Das Gerücht entsteht in den darauffolgenden Wochen. Die Castellaner bekommen Fracksausen, finden es unmöglich, dass eine, wie sie es sehen, Horde Bauerntrommel sie aufkaufen könnte. Bories hat dafür bereits die Einwilligung der Regierung eingeholt. Jetzt braucht er nur noch die Aktionäre auf seiner Seite, doch die vollständige Liste ihrer Namen ist bei einer Bank deponiert, deren Geschäftsführung, ungeachtet aller Angebote, die er macht, die Zusammenarbeit verweigert und entschlossen zu Castel hält. Monatlang passiert nichts. In Interviews mit Journalisten wirft Bernard Castel Bories vor, aus der Krise Profit schlagen zu wollen, und schwört, keine Macht der Welt könne ihn dazu bringen, sein Unternehmen zu verscherbeln.

Sodann kommt ein Abend im Herbst. Es gießt in Strömen. Bories sitzt in seinem Büro fest, dreht und wendet das Problem zu allen Seiten und ist mit seinem Latein am Ende. Ein Besucher lässt sich ankündigen, wird hereingegeben: ein gedrungener, altersloser, harmlos wirkender Mann. Er ist der fleischgewordene *kairos*. Wie ein Halbgott sieht er nicht aus, aber das ist nicht schlimm. Ein kleiner Anteilseigner ist er, der Castel die aristokratischen Allüren krummnimmt; dessen Sammlung von Frauen und Autos erfüllt ihn seit Jahren mit einem Groll, den er ebenso eifrig

